

## 5. Der Vater gebiert: Montaigne und *Les Essais*

---

### 5.1 *Viresque acquirit eundo* – Das wachsende Text-Kind

Die Voraussetzungen für die Erhebung von *Les Essais* zum Text-Kind sowie für dessen letztliche Übertragung wurden gelegt, als Montaigne bei seinen Besuchen auf dem Anwesen der Familie Gournay im Jahr 1588 Druckfahnen seines Werks mit sich führte, um, unter Mitarbeit Marie de Gournays, das Textkonvolut einer gründlichen Revision zu unterziehen.<sup>1</sup> Mittels handschriftlicher, von ihm als *allongeails*<sup>2</sup> bezeichneter Anmerkungen, Erweiterungen und Veränderungen,<sup>3</sup> die nicht nur er, sondern auch Marie de Gournay selbst auf den Bögen anbrachte,<sup>4</sup> erfolgte somit die letztlich vollständige Durchsicht und Erweiterung des Werks.<sup>5</sup> Dabei reicht die von der Forschung identifizierte Bandbreite der *allongeails* von Wortersetzungen über Anmerkungen für die Drucklegung bis hin zu Kommentaren zu Textpassagen.<sup>6</sup>

- 1 Allerdings war Marie de Gournay mehr als Montaignes ›Sekretärin‹, wie es aber Desan (2014), 504–505, darstellt: »Il [Montaigne] se complaît dans son rôle d'auteur et de commentateur et la jeune Marie est ravie de lui servir de secrétaire.«
- 2 Diese Bezeichnung der Erweiterungen geht auf eine Formulierung Montaignes in III,9 (*De la vanité*) zurück. Vgl. dazu die Ausführungen von Tournon (2018a), 41: »Prise à la lettre, l'expression signifie à la fois que le livre ajouté en 1588 est le troisième terme d'une série (1, 2, 3) et qu'il prolonge l'ensemble formé par les deux précédents, indissociables par rapport à lui ([1-2], 3).« Montaignes Annotationspraxis, Notizen an den Rändern der Druckfahnen anzubringen, nahm erst mit seinen Besuchen auf Schloss Gournay seinen Anfang; vgl. dazu erneut Desan (2004), 510.
- 3 Vgl. dazu ebd., 487.
- 4 Marie de Gournays Handschrift lässt sich auf EB klar ausmachen. Allerdings belaufen sich die von ihr gemachten Anmerkungen auf lediglich drei: »En 1588 lors d'un séjour en Picardie, il trouvera en Marie de Gournay une amanuensis benévole qui écrit, sous sa dictée, trois éditions dans les marges de l'exemplaire de Bordeaux (feuillets 42v, 47r et 290v), sans doute parmi les premières (à l'actualité).« Hoffmann/Legros (2018), 1699.
- 5 Es sei daran erinnert, dass das Werk bereits mit der Drucklegung der Neuedition im Jahr 1588 um einen dritten Band erweitert wurde und insgesamt 543 Zusätze erhielt. Vgl. zu dieser Erweiterung der Edition von 1588 erneut Desan (2018h), 1557. Das Werk wuchs bis 1594 weiter, und wie gezeigt sollte Abel L'Angelier diese erste posthume Edition als eine um ein Drittel erweiterte Neuauflage vermarkten. Vgl. dazu ebd., 1558.
- 6 Vgl. dazu erneut Tournon (2018a), 41.

Nach Abschluss der Revisionsarbeiten entstand somit jene später von der Forschung *Exemplaire de Bordeaux* genannte Fassung. Auf dieser notierte Montaigne – zwischenzeitlich auf sein Anwesen in der Gascogne zurückgekehrt und nun nicht mehr in Begleitung Marie de Gournays – mit eigener Hand den bereits erwähnten Halbvers Vergils auf dem Einband jenes Exemplars, das er als Leitsatz auserkoren hatte: *Viresque acquirit eundo*.<sup>7</sup> Meint das bei Vergil Fama, die voranschreitende Göttin des Gerüchts, die im weiteren Vorgehen an Kräften zunahm und damit die Nachrede betreffend die Liebe Didos zu Aeneas verbreitete, bezog Montaigne die Devise auf das Anwachsen seines Textes. In der Tat hatten *Les Essais* bedeutend an Umfang zugelegt: von der Erstveröffentlichung 1580 in Bordeaux über die Erweiterung um einen dritten Band und rund 600 Ergänzungen 1588 bis hin zu den nun angebrachten *allongeails* in Vorbereitung einer sechsten Edition, die Montaigne aufgrund seines Todes im September 1592 jedoch nicht mehr selbst besorgen konnte.<sup>8</sup> Mit jener Devise erhob er das organisch gewachsene Schriftkorpus also zu seinem geistigen und textuellen Kind,<sup>9</sup> dessen Entwicklung als ein ›Von-Tag-zu-Tag-Kraft-Erwerben‹ er, der ›Vater‹ dieses wachsenden Kindes, begleitete. Wie gezeigt sollte es jedoch Marie de Gournay zu verdanken sein, dass diese Devise nach Montaignes Ableben für die posthumen Editionen übernommen wurde. Dem Textkörper, der so unbändig wuchs wie Montaignes Geist umherritt – und ihm laut dem *essai* ›Vom Müßiggang‹ (I,8) »Chimären und fantastische Monster gebar«,<sup>10</sup> – wurde somit ein Motto eingeschrieben, das sich an seine wuchernde Konstitution flexibel anpasste und hierbei dennoch dauerhaft war. Zunächst werden deshalb im Folgenden Passagen in *Les Essais* erörtert, die in ihrem Zusammenspiel für die Erhebung des Werks zum Text-Kind Montaignes heranzuziehen sind. Hierbei wird auf zwei wichtige Konzepte Montaignes eingegangen, jenes der Konsubstantialität und jenes des Primats geistiger Kinder über leibliche Nachkommen. Daraufhin werden die kulturgeschichtlichen Grundlagen für den männlichen Gebärdwunsch und die Vorstellung des Autors als gebärender Vater seines Textes in Form eines geistigen Kindes schwerpunktmäßig für die Renaissance und die Antike beleuchtet. Abschließend erfolgt eine Rückkehr zur Textebene von *Les Essais*, da ein Exkurs zum Stellenwert des semantischen Feldes des Kindes im Werk die umfassendste Betrachtung des Themenfeldes ermöglicht.

7 Vgl. Legros (2014/15) sowie Charpentier/Legros (2018).

8 Vgl. dazu Balsamo (2007), XXXIX.

9 »Le frontispice de l'édition de 1588 présente aux quatre coins des putti bien robustes. Est-ce un hasard? Ce qui, en tout cas, ne l'est pas, c'est l'épigraphie virgilienne que Montaigne a placée, en ce lieu et de sa main, sur l'Exemplaire de Bordeaux: *Viresque acquirit eundo*, « Et il acquiert des forces en allant », autrement dit « il est en pleine croissance ». Montaigne parle ainsi de son livre comme un enfant. Unique. » Charpentier/Legros (2018), 608.

10 Montaigne (2007p): *De l'oisiveté* (I,8), 54–55: »[...] et m'enfante tant de chimères et monstres fantasques les uns sur les autres [Herv. d. Verf.], sans ordre, et sans propos, que pour en contempler à mon aise l'ineptie et l'étrangeté, j'ai commencé de les mettre en rôle [de les enregistrer], espérant avec le temps lui en faire honte à lui-même.« Auf diese Stelle wird zurückzukommen sein.

## 5.2 Montaignes Text-Kind: Das einzigartige, konsubstantielle Werk

Der Status von *Les Essais* als geistiges und textgeborenes ›Kind‹ des ›Vaters‹ Montaigne fußt auf Argumentationssträngen, die sich aus dem Zusammenwirken verschiedener *essais* ergeben und anhand von Auszügen nun beleuchtet werden.<sup>11</sup> Im Folgenden wird deutlich, dass diese ›Infantilisierung‹ des Werks erstens mit seiner von Montaigne als schwankend, ja geradezu wuchernd definierten Körperlichkeit zusammenhängt. Zweitens wird diese Körperlichkeit des Textes auffallend häufig im Zusammenhang mit Überlegungen Montaignes zu seinem künftigen Ableben sowie zu dem Andenken an ihn evoziert. Dem liegt die Vorstellung eines symbolisch-geistigen sowie vornehmlich textuellen Körpers zugrunde, der im Sinne einer Substitution des bereits verstorbenen oder, mit Blick in die Zukunft, erst künftig verblichenen irdischen Körper fungiert oder fungieren soll. Montaigne sollte also nicht nur, wie gezeigt, für La Boétie einen textuellen Raum einrichten und somit dem letzten Wunsch des Freundes, ihm ›einen Platz zu geben‹, nachkommen.<sup>12</sup> Auch für sich selbst und sein eigenes posthumes Nachleben beanspruchte er einen Text-Körper, was anhand der bereits in der Einleitung dieser Arbeit genannten Widmung an Madame de Duras deutlich wurde.<sup>13</sup> Im Hinblick auf sein künftiges Ableben sowie seinen posthumen Ruf spricht Montaigne dort nämlich von *Les Essais* als einem ›soliden Textkörper‹, der als posthumes Behältnis nicht nur des von ihm verfassten Textes, sondern für ihn selbst fungieren und die Erinnerung an sein authentisches Ich ermöglichen sollte.

Doch allein die Funktion des künftigen posthumen Behältnisses erklärt die Erhebung von *Les Essais* zum geistigen, textgeborenen Kind Montaignes noch nicht umfassend. Vielmehr ist hierfür ein eingehenderer Blick auf sein Verhältnis zu *Les Essais* vonnöten. In »Über die Liebe der Väter zu ihren Kindern« (II, 8) – einem Madame d'Estissac gewidmeten *essai*<sup>14</sup> – geht Montaigne auf die Entstehungsbedingungen seines Werks ein und stellt dessen Einzigartigkeit heraus:<sup>15</sup>

C'est une humeur mélancolique, et une humeur par conséquent très ennemie de ma complexion naturelle, produite par le chagrin de la solitude, en laquelle il y a quelques années que je m'étais jeté, qui m'a mis premièrement en tête cette rêverie de me mêler d'écrire. Et puis me trouvant entièrement dépourvu et vide de toute autre matière, je me suis présenté moi-même à moi pour argument et pour sujet. C'est le seul livre au monde de son espèce et d'un dessin farouche et extravagant. Il n'y a rien aussi en cette besogne digne d'être remarqué que cette bizarrerie : car à un sujet si vain et si vil, le meilleur ouvrier du monde n'eût su donner façon.

- 
- 11 Hierbei sei erwähnt, dass das Kind nicht nur als Metapher für das Werk als Kind, sondern auch für die Thematisierung von Kindern in *Les Essais* einen wichtigen Stellenwert einnimmt, wie im nachfolgenden Kapitel beleuchtet wird.
  - 12 Vgl. zu dieser in *Lettre à son père sur la mort d'Étienne de La Boétie* kolportierten Bitte La Boéties erneut Montaigne (2012), 86–88, sowie Bardyn (2015), 237.
  - 13 Vgl. Montaigne (2007c): *À Madame de Duras*, 824.
  - 14 Dabei handelt es sich nicht um eine nachträgliche Widmung, wie sie jene an Diane d'Andoins alias ›Corisande‹ darstellt, sondern Widmung und Text gehen ineinander über.
  - 15 Montaigne (2007v): *De l'affection des pères aux enfants* (II, 8), 404.

Hervorzuheben ist hieran, dass die Entstehung von *Les Essais* von ihm als Produkt eines psychischen Ausnahmezustands gekennzeichnet wird, der wiederum – obgleich nicht explizit genannt – auf den Tod La Boéties zurückzuführen ist. Entgegen der von Montaigne an seinem 38. Geburtstag an der Wand seines Rundturm-Refugiums angebrachten Inschrift, mit der sein Rückzug von öffentlichen Ämtern als die Befreiung aus den Fesseln der ihm leidig gewordenen Tätigkeit des Rechtsmagistrats dargestellt wird,<sup>16</sup> wirft diese Formulierung in II,8 also ein anderes Licht auf jene Abkehr von seinen Pflichten als Staatsdiener: Montaignes damals vollzogene Abwendung von allem Äußerem glich demnach eher einer durch den unnatürlichen Zustand der Melancholie induzierten Einsamkeit. Damit wird das aus diesem Zustand heraus entstandene Werk in den nekrologischen Kontext der Melancholie als langfristige Folge der Trauer um den Freund gestellt. Bereits in den vorherigen Kapiteln ist ja deutlich geworden, dass die Schreibpraxis des Verfassens von *essais* als eine geradezu therapeutische Verarbeitung des Verlustes La Boéties gelten muss:<sup>17</sup> Jene Melancholie sei dafür verantwortlich gewesen, dass er, Montaigne, als er allen anderen Stoffes ermangelte, sich der ›Träumerei‹ des Schreibens hingeeben und sich selbst zum Thema und Gegenstand seines Buches gemacht habe. *Les Essais* als ›in seiner Art einzigartige Buch‹ sei in seiner wildwuchernden Extravaganz derart bizarr, dass selbst der beste Kunsthandwerker es nicht in eine Form zu pressen oder zurechtzustutzen vermöge. Erneut wird hier also das schriftliche Werk als ein Körper beschrieben, allerdings in seiner Beschaffenheit als derart unbändig wachsend, unförmig und instabil wuchernd, dass er nicht eingefangen und auf normierte ästhetische Formen heruntergebrochen werden könne.

Eben diese Analogie zwischen Handwerk sowie Text-Werk und Körperlichkeit findet sich prominent auch an anderer Stelle, nämlich zu Beginn des *essai* »Von der Freundschaft« (I,27), in dem geschildert wird, dass ein mit dem Ausmalen einer Wand beauftragter Handwerker im Haus Montaignes Grotesken angebracht habe.<sup>18</sup> Eigentlich sind dies ornamentale Tier- und Pflanzenmotive, doch in diesem Kontext sind Grotesken unförmige Gebilde, deren Grazie laut Montaigne lediglich in ihrem Variationsreichtum und ihrer Absonderlichkeit besteht.<sup>19</sup> Daraus schlussfolgert er, auch *Les Essais* seien nichts anderes als »Grotesken und monströse Körper«, die in ihrer prekären Statik aus verschiedenen Gliedern zusammengesetzt seien und lediglich eine zufällige Anordnung und Gestalt besäßen.<sup>20</sup> In »Vom Müßiggang« (I,8) führt Montaigne jenen inhaltlichen ›Wildwuchs‹ und die daraus entstehende ›Monstrosität‹ des eigenen Textkörpers auf seinen Geist zurück, wobei dort vor allem das Verb *enfanter* – ›ein Kind gebären‹ – auffällt.<sup>21</sup>

16 Vgl. hierzu erneut das Zitat bei Bardyn (2015), 234.

17 Vgl. hierzu Kritzman (1991, 2009) sowie Desan (2018c).

18 »Il choisit le plus bel endroit et milieu de chaque paroi pour y loger un tableau élaboré de toute sa suffisance, et le vide tout autour, il le remplit de grotesques et corps monstrueux.« Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 189.

19 »[...] qui sont peintures fantasques n'ayant grâce qu'en la variété et étrangeté.« Ebd.

20 »Que sont ceux-ci [*Les Essais*] aussi à la vérité que grotesques et corps monstrueux, rapiécés de divers membres, sans certaine figure, n'ayant ordre, suite ni proportion que fortuite ?« Ebd.

21 Vgl. erneut Montaigne (2007p): *De l'oisiveté* (I,8), 54–55.

Dernièrement que je me retirai chez moi, délibéré autant que je pourrais, ne me mêler d'autre chose que de passer en repos, et à part, *ce peu qui me reste de vie* [Herv. d. Verf.]: il me semblait ne pouvoir faire plus grande faveur à mon esprit, que *de le laisser en pleine oisiveté* [Herv. d. Verf.], s'entretenir soi-même, et s'arrêter et rasseoir en soi: ce que j'espérais qu'il peut désormais faire plus aisément, devenu avec le temps plus pondéré, et plus mûr. Mais je trouve, *variam semper dant otia mentem*, qu'au rebours, faisant le cheval échappé, il se donne cent fois plus d'affaire à soi-même, qu'il n'en prenait pour autrui; et *m'enfante tant de chimères et monstres fantasques* [Herv. d. Verf.] les uns sur les autres, sans ordre, et sans propos, que pour en contempler à mon aise l'ineptie et l'étrangeté, j'ai commencé de les mettre en rôle [de les enregistrer], espérant avec le temps lui en faire honte à lui-même.

Erneut spielt hier der Rückzug eine Rolle, der nun jedoch nicht Melancholie nach sich zieht, sondern einen im Zustand des Müßiggangs frenetisch umherwandernden Geist, der, gleich einem durchgegangenen Pferd, zügellos umherreite und deshalb »Chimären und fantastische Monster« hervorbringe oder wörtlich: ihm, Montaigne, selbige gebäre. In »Wenn man einander des Lügens bezichtigt« (II,18)<sup>22</sup> erhebt Montaigne schließlich sein Werk zu einem zweiten Ich. Es sei folglich ein ihm »konsubstantielles« Werk.<sup>23</sup>

Et quand personne ne me lira, ai-je perdu mon temps, de m'être entretenu tant d'heures oisives, à pensements si utiles et si agréables? Moulant sur moi cette figure, il m'a fallu si souvent me façonner et me coiffer et m'arranger, pour m'extraire, que le modèle s'est affermi et, en quelque mesure, formé soi-même. Me peignant pour autrui, je me suis peint en moi, de couleurs plus nettes, que n'étaient les miennes premières. *Je n'ai plus fait mon livre que mon livre m'a fait. Livre consubstantiel à son auteur.* [Herv. d. Verf.] D'une occupation propre: *Membre de ma vie* [Herv. d. Verf.]: Non d'une occupation et fin, tierce et étrangère, comme tous autres livres.

Waren all die von Müßiggang geprägten Stunden also umsonst, fragt Montaigne hier, in denen er sich der Beschreibung seiner selbst gewidmet habe? Anscheinend war dies nicht vergeblich, denn Montaigne erläutert im Folgenden, dass er sich derart intensiv mit sich selbst auseinandergesetzt, sich umgestellt und »frisiert« habe, dass jenes diese Beschreibungen seiner selbst empfangende Objekt – *Les Essais* – letztendlich zu einem Teil seiner selbst und damit »konsubstantiell« geworden sei: »Ich habe mein Buch nicht mehr gemacht als es mich gemacht hat«, sagt Montaigne zu diesem ihn grundlegend verändernden Weg der intensiven Selbstbeschreibung und -darstellung, wobei dieses »Malen seiner selbst für andere« ihn lebhaftere Farben in sich habe entdecken lassen als jene, die ihm ursprünglich eigen gewesen seien.

Folglich rekurriert Montaigne nicht nur auf die Handwerkstätigkeit, sondern auch auf die Malerei als weitere künstlerische Analogie, um die Entstehung seines Werks und zugleich die Beschreibung seiner selbst zu metaphorisieren: nicht nur hier, sondern auch wenn er in *Au lecteur* von einem Malen seiner selbst spricht<sup>24</sup> oder er sich, erneut in I,27,

22 Vgl. zu dieser Übersetzung von *Du démentir* (II,18) Enzensberger (© 2011), 329–333.

23 Montaigne (2007d): *Du démentir* (II,18), 703–704.

24 »[...] car c'est moi que je peins.« Montaigne (2007a): *Au lecteur*, 26.

auf sein Werk als ein nicht formvollendetes Gemälde bezieht.<sup>25</sup> Auch in »Wenn man einander des Lügens bezichtigt« (II,18) formuliert er, dass »indem ich mich für andere malte, malte ich mich in lebendigeren Farben als jene, die mir ursprünglich sind.«<sup>26</sup> All dies wird immer wieder in den Kontext von Erläuterungen Montaignes gestellt, die sich auf die Art und Weise beziehen, wie ihn die Nachwelt in und durch *Les Essais* wahrnehmen und wie sie Gebrauch von seinem Werk nach seinem Ableben machen sollte.<sup>27</sup> So heißt es in II,18 unter anderem – was analog zu den bereits erwähnten Erläuterungen in *Au lecteur* sowie in Montaignes Widmung an Madame de Duras in II,8 zu lesen ist –, er habe *Les Essais* nicht als Statue seiner selbst verfasst, sondern das Werk sei gedacht für eine Bibliothek sowie für den Austausch mit einem Nachbarn, einem Verwandten oder einem Freund, der ihn, Montaigne, auf diese Weise – wörtlich: in diesem Bilde – besuchen sowie mit ihm hierdurch eine neue Beziehung eingehen wollte.<sup>28</sup> In diesem Kontext betont er, dass er selbst das Andenken seiner Verwandten stets in Ehren gehalten habe, indem er einstmals ihnen gehörende Gegenstände aufbewahrte.<sup>29</sup>

Trotz dieses Hinweises, die materiellen Relikte von Verstorbenen liebevoll aufzubewahren, gibt sich Montaigne, erneut in II,18, in Bezug auf die Drucklegung von *Les Essais* sowie auf das künftige materielle Schicksal seines Werks nach seinem Ableben betont nonchalant:<sup>30</sup> Werde die Nachwelt also weniger daran interessiert sein, ihn materiell ebenso in Ehren zu halten, wie er es mit den Relikten seiner Verwandten halte – und gemeint ist hier offensichtlich die Bewahrung von *Les Essais* als materielle Hinterlassenschaft seiner selbst –, so werde er, bemerkt Montaigne spitzbübisch, es ihnen heimzahlen, denn sie könnten sich ja schließlich jetzt nicht weniger aus ihm machen, als er sich dann<sup>31</sup> aus ihnen machen werde (also gar nichts). Im Übrigen bestehe seine einzige Beziehung zur Öffentlichkeit darin, fährt Montaigne ebenso ostentativ gleichgültig fort, dass er lediglich ihre »bequemsten und unmittelbarsten Schreibwerkzeuge« in Anspruch genommen habe – gemeint ist freilich der Buchdruck – um sein Werk zu vervielfachen.

25 »Je vais bien jusqu'à ce second point avec mon peintre, mais je demeure court en l'autre, et meilleure partie : car ma suffisance ne va pas si avant que d'oser entreprendre un tableau riche, poli et formé selon l'art.« Montaigne (2007k): *De l'amitié* (II,27), 189–190.

26 »Me peignant pour autrui, je me suis peint en moi, de couleurs plus nettes, que n'étaient les miennes premières.« Montaigne (2007d): *Du démentir* (II,18), 703.

27 Vgl. ebd., 703: »Si toutefois ma postérité est d'autre appétit [...]«

28 »Je ne dresse pas ici une statue à planter au carrefour d'une ville, ou dans une Église, ou place publique : [...]. C'est pour un coin de librairie et pour en amuser un voisin, un parent, un ami qui aura plaisir à me fréquenter de nouveau et à avoir d'autres relations avec moi sous cette image.« Montaigne (2007d): *Du démentir* (II,18), 702–703.

29 »Vraiment, cela partirait d'une mauvaise nature, d'avoir à mépris les portraits mêmes de nos amis et prédécesseurs, la forme de leurs vêtements et des leurs armes. J'en conserve l'écriture, le sceau, et une épée particulière et n'ai point chassé de mon cabinet des longues cannes que mon père portait ordinairement en la main [...].« Ebd., 703.

30 »Si toutefois ma postérité est d'autre appétit, j'aurais bien de quoi me revancher, car ils ne sauraient faire moins de compte de moi que j'en ferais d'eux en ce temps-là. Tout le commerce que j'ai en ceci avec le public c'est que j'emprunte *les outils de son écriture* [Herv. d. Verf.] la plus immédiate et la plus commode : En récompense, j'empêcherais peut-être que quelque coin de beurre ne se fonde au marché.« Ebd.

31 Gemeint ist: nach seinem Ableben.

Mit diesem Papierkonvolut trage er wahrscheinlich dazu bei, bemerkt er ironisch, ein Stück Butter auf dem Markt vor dem Dahinschmelzen zu bewahren.

Diese vordergründige, auto-ironische Gleichgültigkeit ist charakteristisch für Montaignes Stil, doch auch in diesem Fall verstecken sich hinter der betont indifferenten Fassade profunde Gedanken. Erneut in »Über die Liebe der Väter zu ihren Kindern« (II,8) argumentiert Montaigne schließlich, dass textuelle Erzeugnisse als geistige Kinder über leibliche Nachkommenschaft zu stellen seien. Nun lösen geradezu liebevolle Gedanken der Fürsorge um das Textgeborene die vormals affizierte Nonchalance ab.<sup>32</sup> Unter anderem grenzt er die Liebe zu natürlichen Kindern von jener zu anders gearteten »Kindern« ab, indem er Zweifel an den Beweggründen für die Liebe zu biologischen Kindern äußert.<sup>33</sup>

Or, à considérer cette simple occasion d'aimer nos enfants, pour les avoir engendrés, pour laquelle nous les appelons autres nous-mêmes : il semble qu'il y ait bien une autre production venant de nous, qui ne soit pas de moindre recommandation. Car *ce que nous engendrons par l'âme, les enfantements de notre esprit, de notre courage et suffisance* [Herv. d. Verf.], sont produits par une plus noble partie que la corporelle, et sont plus nôtres. Nous sommes père et mère ensemble en cette génération : ceux-ci nous coûtent bien plus cher, et nous apportent plus d'honneur, s'ils ont quelque chose de bon. Car la valeur de nos autres enfants est beaucoup plus leur que notre.

»Wenn ich bedenke, dass wir unsere Kinder nur darum lieben, weil wir sie gezeugt haben (weswegen wir sie als von uns verschieden bezeichnen), kommt mir in den Sinn, dass wir doch noch anders hervorbringen vermögen.« Diese andere Schöpfung verdiene nicht minder Wertschätzung, und zwar sei sie »die Schöpfung der Seele, diese Kinder unseres Geistes, unseres Herzens und unserer Kunstfertigkeit«. Da sie nämlich »Früchte eines edleren Teils als des Körpers« seien, könnten sie als »viel mehr unser Eigen gelten« als jene auf körperlichem Wege gezeugten Kinder. Folglich sieht Montaigne in diesem auf biologische Zeugung nicht angewiesenen Akt eigenständiger, geistiger Erschaffung eine Art Jungferzeugung, die mit dem heutigen Fachbegriff als Parthogenese<sup>34</sup> greifbar wäre.<sup>35</sup> »Bei der Zeugung derartiger Kinder sind wir zugleich Vater und Mutter«, konstatiert er, und dies habe eine größere Verausgabung für diese geistigen Kinder zur Folge. Doch »sollten sie etwas Gutes an sich haben, trügen sie uns auch viel mehr Ehre ein«. Denn der Wert leiblicher Kinder sei in weit höherem Maße ihnen selbst zuzuschreiben, »da wir, die biologischen Eltern, nur einen äußerst geringen Anteil daran hätten«. In jenen anderen, geistigen Schöpfungen seien jedoch alle Schönheit, alle Anmut und alle Kostbarkeit dem ureigenen Werk zu verdanken. Sie würden uns somit auf viel lebendigere

32 Deshalb werden im Folgenden diejenigen Aspekte in II,8 vorerst bewusst vernachlässigt, die sich auf den Umgang mit dem wortwörtlichen, physisch präsenten Kind beziehen sowie auf Montaignes eigene Kindheit, die ihm zuteilgewordene Erziehung und seine eigenen Vorstellungen von Erziehung und elterlicher Zuneigung.

33 Montaigne (2007v): *De l'affection des pères aux enfants* (II,8), 421.

34 Vgl. die Applizierung des Begriffs für den literarischen Kontext in Raddatz (2012), 34.

35 Montaigne (2007v): *De l'affection des pères aux enfants* (II,8), 421.



Weise vertreten und verkörpern als unsere leiblichen Kinder. Platon, so Montaigne weiter, behauptete gar, dass »solche Kinder unsterblich seien und auf diese Weise auch ihre Väter unsterblich machten, ja zu Göttern erhöhen, wie es bei Lykurg, Solon und Minos der Fall war«.<sup>36</sup>

Hierauf folgen verschiedene historische, vornehmlich auf die Antike bezogene *Exempla*, anhand derer das Verhältnis von Urhebern schriftlicher Texte zu ihren Schriftwerken als Liebe »geistiger« Väter für ihre textuellen, geistigen und nicht-leiblichen Kinder thematisiert wird.<sup>37</sup> Dadurch wird auf frappierende Weise eine somit bereits Jahrtausende alte Präferenz zur geistigen Zeugung illustriert: Zunächst genannt wird die »geistige und weiter andauernde Tochter« des Heliodoros aus Emesa – das heißt dessen zehnbändige *Aithiopikà*, auf die Heliodoros auch unter Androhung des Verlustes seiner Stellung als Bischof nicht habe verzichten wollen.<sup>38</sup> Allerdings ist gleich dieses erste Beispiel frivolerer Natur, denn jene »Tochter« des Bischofs stellt Montaigne in ironisch ausgestalteter Personifizierung dar als »ein reizendes Wesen zwar, doch für eine Tochter der Kirche und des Priestertums vielleicht doch ein wenig zu kurios gestaltet in der Darstellung des Handlungsverlaufes, außerdem zu üppig, darüber hinaus allzu liebes-hungrig«.<sup>39</sup> Hierauf folgt die Schilderung des Falls des Römers Labienus, dessen sich gegen Tyrannei richtende Schriften zu einem Autodafé verurteilt worden seien. Da Labienus nicht im Stande gewesen sei, »ohne seine ihm so teuren Geisteskinder weiterzuleben«, <sup>40</sup> habe er sich selbst das Leben genommen, indem er sich lebendig begraben ließ – ein Beweis, so Montaigne, für »die vehementeste väterliche Zuneigung«.<sup>41</sup>

Hervorzuheben ist, dass sich in der Gesamtschau aller vorgebrachten *exempla* drei im Kontext des gewaltsamen Todes des Urhebers, von anderen oder selbstverursacht, abspielen (Labienus, Cremutius Cordus, Lukan), zwei mit angedrohtem Tod befasst sind (Cassius Severus, Augustinus) – dem eigenen oder jenem der eigenen, leiblichen Kinder – und schließlich einmal der nahende, natürliche Tod thematisiert wird (Epikur). Folglich ist der Großteil dieser angeführten historischen Verweise auf die väterliche Liebe zum metaphorischen Text-Kind verbunden mit drohender oder realer Todeserfahrung. Hiervon ausgehend lässt sich deshalb argumentieren, dass der herausragende, nahezu alle diese *exempla* einigende Gesichtspunkt weniger die affektive Ebene der Urheber für ihre geistigen Kinder ist. Vielmehr geht ihr gemeinsames Moment auf den Umstand zurück, dass das textuell erzeugte Kind vor dem Hintergrund baldigen Ablebens zu einem Hoffnungsträger avanciert, da es das vergängliche Leben seines Erzeugers überdauern und dessen Namen weiterführen werde. Umgekehrt, und derselben Logik folgend, wird

36 »[...] ce sont ici des enfants immortels, qui immortalisent leurs pères, voire et les déifient, comme à Lycurgus, à Solon, à Minos.« Montaigne (2007v): *De l'affection des pères aux enfants* (II,8), 421.

37 »Or les histoires étant pleines d'exemples de cette amitié commune des pères envers les enfants, il ne m'a pas semblé hors de propos d'en tirer aussi quelqu'un de cette ci.« Ebd.

38 Ebd., 422.

39 »[...] fille qui dure encore, bien gentille, mais à l'aventure un peu trop curieusement et mollement godronnée pour fille ecclésiastique et sacerdotale, et de trop amoureuse façon.« Ebd.

40 »Or Labienus ne peut souffrir cette perte, ni de survivre à cette sienne si chère géniture.« Ebd.

41 »Il est malaisé de montrer aucune autre plus véhémence affection paternelle que celle-là.« Ebd.



dem Urheber des Textes durch gewaltsame Vernichtung dieses Hoffnungsträgers jegliche Lebenshoffnung genommen. Diese Leseart findet sich in II,8 durch ein nachfolgendes, persönliches Geständnis Montaignes bestätigt, das von seiner eigenen Zuneigung für seine geistige Hinterlassenschaft handelt, denn schließlich formuliert er nun sein eigenes Kokettieren dahingehend, geistiger Kreation den Vorzug vor ehelicher Pflichterfüllung zu gewähren:<sup>42</sup>

Et je ne sais si je n'aimerais pas mieux beaucoup en avoir produit un parfaitement bien formé, de l'accouplement avec les Muses, que de l'accouplement avec ma femme. À celui-ci, tel qu'il est, ce que je donne, je le donne purement et irrévocablement, comme on donne aux enfants corporels. Ce peu de bien, que je lui ai fait, il n'est plus en ma disposition. Il peut savoir assez des choses que je ne sais plus, et tenir de moi ce que je n'ai point retenu : et qu'il faudrait que tout ainsi qu'un étranger, j'empruntasse de lui, si besoin m'en venait. Si je suis plus sage que lui, il est plus riche que moi.

Was nun ihn, Montaigne, angehe, so sei er sich keineswegs sicher, ob er »statt in Umarmung mit meiner Frau« es nicht eher vorzöge, »ein vollkommen wohlgeformtes, da aus der Umarmung mit den Musen hervorgehendes Kind gezeugt zu haben«. Wie bereits erwähnt ist der Topos des durch und als Text konstituierten Kindes – ge- und erzeugt als ›Kopfgeburt‹ von Seiten seines Verfassers – keine Prägung Montaignes, sondern geht auf ein bereits in der Antike und der Bibel allgegenwärtiges männliches Gebärfantasma sowie eine in der Renaissance beliebte Metapher zurück, wobei diese kulturgeschichtlichen Grundlagen noch zu betrachten sind.

Erwähnt werden kann jedoch bereits an dieser Stelle, dass bei Montaigne eine originelle Ausgestaltung dieses antiken Topos vorliegt, wenn er in II,8 erklärt, er gebe »diesem [Kind] hier« – *Les Essais* – »jedenfalls das, was ich gebe, rückhaltlos und unwiderruflich, wie man es bei leiblichen Kindern tut«. Allerdings ist es wohl die von Montaigne hier nicht explizit ausformulierte ›Geburt‹ des Textes, die, einmal erfolgt, im Zuge der schriftlichen Niederlegung des geistigen Kindes bedingt, dass »das wenige, das ich ihm an Gutem zukommen ließ«, nun »meiner Verfügung entzogen« ist. Somit ergibt sich ein Problem: Das hier vorgestellte geistige und textgeborene ›Kind‹ Montaignes fungiert nämlich als ein seinen Urheber/›Vater‹ letztlich in seiner Selbständigkeit übersteigender Wissens- und Erinnerungsfundus. »Es mag vieles wissen, was ich nicht mehr weiß, und von mir Dinge bewahren, die ich nicht bewahrt habe und die ich notfalls von ihm, wie von einem Fremden, borgen müsste«. Folglich sei es »reicher als ich, selbst wenn ich weiser sein sollte«.

Zwar findet das künftige Ableben Montaignes in dieser Passage keine Erwähnung, jedoch kann diese Überhöhung des Werks – im Sinne eines seinen Urheber übertreffenden Wissensschatzes – gelesen werden als ein ›Kind‹, das seinen ›Vater‹ auch über dessen Tod hinaus auf unvorhersehbare Art und Weise überdauert. Folglich ist das Text-Kind

42 Ebd., 423.

nicht nur ein Hoffnungsträger im Hinblick auf eine mögliche Art des posthumen Fortlebens des ›Vaters‹ Montaigne, sondern ihm wohnt darüber hinaus ein deviantes Potential inne, das es einlösen könnte, indem es sich nach dem Ableben seines Urhebers in seinem schutzlosen oder vielmehr unbeaufsichtigten Zustand für Fehlinterpretationen öffnet und damit mehr preisgibt, als von Montaigne als ›Vater‹ beabsichtigt war.<sup>43</sup> Aufgrund des in ihm gespeicherten Text-, Wissens- und Erinnerungskonglomerats könnte es den ›Vater‹ zwar repräsentierten – allerdings anders, als von diesem intendiert, da es ihm als geistigem ›Erzeuger‹ nicht mehr zugängliche Facetten seines eigenen Selbst aufzeige, so Richard Regosin.<sup>44</sup>

Zu Recht bedarf dieses geistige Kind aufgrund des ihm eigenen Potenzials der Devianz also eines Vormunds, der es auch über das Ableben seines geistigen Vaters hinaus betreut. Montaigne selbst hat Marie de Gournay hierfür jedoch nicht explizit vorgesehen: Er war nicht davon überzeugt, dass es einen Menschen gäbe, der dieser Aufgabe nach seinem Ableben ebenso zufriedenstellend nachgehen würde, wie er dies einst für La Boétie getan hatte.<sup>45</sup> Deshalb rief er wie erwähnt in »Von der Freundschaft« (I,27) mit Aristoteles aus: »O meine Freunde, es gibt keinen Freund!«<sup>46</sup> Hierdurch sei, konstatiert erneut Regosin, Montaignes geistiges und textgeborenes ›Kind‹ Gefahr gelaufen, sich der Schutzlosigkeit und somit der Fehlinterpretation preiszugeben.<sup>47</sup> Jedoch wurde gezeigt, dass es trotzdem oder gerade deshalb letztlich Montaignes *filie d'alliance* sein sollte, die sich dieses ›Kindes‹ annahm. Dass sie im Übrigen selbst bis zu einem gewissen, wenn auch umstrittenen Grad als ›Tochter‹ Montaignes in den Text von *Les Essais* selbst eingeschrieben ist, wird noch zu eruieren sein. Indes werden im Folgenden die kulturgeschichtlichen Wurzeln der Vorstellung des Urhebers als ›Vater‹ eines Text-Kindes freigelegt, um zu zeigen, dass eine rein metaphorische Leseart des Textes als ›Kind‹ auch für *Les Essais* zu kurz greift.

43 Eben dies bespricht Richard L. Regosin unter dem Stichwort des Herausforderns väterlicher Autorität durch das Werk selbst; vgl. dazu Regosin (1996), besonders 13–47.

44 »In the preceding analysis of the complex status of the child of the mind we encountered the gap between the father's intention and the way the child carries it out, and I concluded with the image of a textual offspring who is at the same time faithful and rebellious, who simultaneously represents its author and betrays him as well, both in spite of itself and because it is in its nature to do so. In this context we witnessed Montaigne's concern for what he himself identified as the intended meaning of La Boétie's writing and the role he took on to protect the integrity of his friend and his text. And we witnessed as well the essayist's misgivings about the future reading of his own text as he positioned himself, once again, beyond the grave.« Regosin (1996), 48.

45 Vgl. erneut Montaigne (2007b): *De la vanité* (III,9), 1029: »Je ne laisse rien à désirer et deviner de moi. Si on doit s'en entretenir, je veux que ce soit véritablement et justement. Je reviendrais volontiers de l'autre monde pour démentir celui qui me formerait autre que je n'étais, fut-ce pour m'honorer [Herv. d. Verf.].«

46 Vgl. erneut Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 197: »Ce précepte qui est abominable en cette souveraine et maîtresse amitié, il est salubre en l'usage des amitiés ordinaires et coutumières: À l'endroit desquelles il faut employer le mot qu'Aristote avait très familier, Ô mes amis, il n'y a nul ami.«

47 Vgl. hierzu Regosin (1996), 49: »If this is the legacy that the essayist will leave to his child of the mind, then the answer to my opening question is that no one will second that offspring, no one will protect it (and its author) from being misread and misrepresented.«

### 5.3 Gebärende Väter und ihre Werke – eine skizzenhafte kulturgeschichtliche Einordnung

»Dass auch Männer Kinder gebären können, ist ein uralter Traum«,<sup>48</sup> konstatiert Christine Kanz für das bereits in der Antike sowie in der Bibel auftauchende männliche Gebärfantasma in ihrer Monographie *Maternale Moderne*.<sup>49</sup> Die von Kanz dort entwickelte These besagt, dass das Projekt der imaginären Kunstgeburt im 19. und 20. Jahrhundert sich in der kulturellen Moderne zur Materialität realer Geburten und zur prinzipiellen Umsetzbarkeit von Männern ausgetragenen Geburten im 21. Jahrhundert entwickelt habe.<sup>50</sup> Folglich sei eine rein metaphorische Auslegung der Geburtsmetapher als Kunstschöpfungsanalogie, wie sie meist innerhalb der Literatur- und Kulturwissenschaften im Sinne der Erschaffung von etwas völlig Neuem herangezogen werde,<sup>51</sup> für jenen Zeitraum nicht mehr sinnvoll.<sup>52</sup> Aber auch für Montaignes textuellen Gebärwunsch greift

- 
- 48 So der Klappentext bei Kanz (2009); vgl. auch Kanz (2015), 60: »Die männliche Wunschvorstellung, ein Kind zu gebären, ist uralt, vermutlich eine archaische Fantasie, die von den griechischen Mythen über die Bibel bis in die Gegenwart hinein in immer neuen Varianten auftaucht.«
- 49 Kanz (2009) legte zu dem Thema eine Kultur- und Wissensgeschichte für den Beginn des 20. Jahrhunderts und damit für eine Hochphase literarisch und künstlerisch vermittelter männlicher Gebärsüchte vor: »Zwischen 1830 und 1933 wurden männliche Gebärfantasien zu einem in Literatur, Kunst und Film geradezu obsessiv präsentierten Phänomen.«, heißt es im Klappentext. Kanz thematisiert darin u.a. die Abfassung literarischer Texte und ihre Vollendung durch Literaturen als geistige Zeugungsakte und ›Geburt‹. Eine hingegen bis in die Antike zurück- und von dort bis zum 19. Jahrhundert reichende Kulturgeschichte des schwangeren Mannes hat Roberto Zapperi mit seiner 1979 erschienenen Monographie *L'uomo incinto. La donna, l'uomo e il potere* vorgelegt – eine schon etwas ältere, jedoch die immer noch umfassendste Arbeit zu diesem Thema. Vorliegend wird die französische Übersetzung (1983) herangezogen.
- 50 Kanz (2009).
- 51 »Wenn innerhalb der Literatur- und Kulturwissenschaften von männlicher Schwangerschaft oder männlicher Reproduktion die Rede ist, so wird damit meist auf Schwangerschaft als Metapher und Kunstschöpfungsanalogie angespielt. Geburt markiert dann den Beginn von etwas völlig Neuem im künstlerischen, kreativen, geistigen Bereich, steht etwa für einen ästhetischen Durchbruch, poetischen Neuanfang oder die Schaffung eines Werks per se.« Kanz (2015), 59.
- 52 Und zwar dann nicht, »wenn das Gebären in Werken verhandelt wird, die [...] eindeutig in spezifischen wissenshistorischen Kontexten entstanden sind, die sich mit der Entstehung neuen Lebens befassen.« Ebd. Dass im Übrigen männliche Gebärdwünsche über das künstlerisch-literarische Feld hinausgehend in Erfüllung gehen können, zeigen Fälle physiologisch tatsächlich realisierter Schwangerschaften von Männern. So brachte im Februar 2017 Österreichs erster schwangerer Mann, der vormalig eine Frau war, in Graz ein gesundes Baby zur Welt. Vgl. dazu Hubmann, Didi: »Erstmals in Graz: schwangerer Mann bringt Kind zur Welt.« In: *kleinezeitung.at* vom 25.02.2017 (veröffentlicht online am selben Tag, 6.00 Uhr). Der von dem Kind Entbundene hatte zuvor eine Geschlechtsumwandlung von der Frau zum Mann durchlaufen und lebt in einer Partnerschaft mit einem Mann, wobei das Kind aufgrund der nach wie vor intakten Gebärmutter des vormalig weiblichen Gebärenden auf natürlichem Wege gezeugt werden konnte. Ebd. heißt es weiter, trotz der Geschlechtsumwandlung könnten auf Wunsch Gebärmutter und Vagina bestehen bleiben, wobei die Gabe von Hormonen zur Geschlechtsumwandlung bei bestehendem Schwangerschaftswunsch unterbrochen werden müsse und folglich nur ein gewisser Prozentsatz von Frauen, die sich für die Geschlechtsumwandlung zum Mann entschieden hätten, sich auch für eine Schwangerschaft entscheide. Im Übrigen entscheide sich auch nur ein geringer Prozentsatz für einen intimchirurgischen Eingriff, um ein Penoid – eine Art Penisersatz – ausbilden zu lassen.

eine rein metaphorische Lesart zu kurz, wie im Folgenden deutlich werden soll. Dass Montaignes geistig-textuelles Kind sich bereits nach seinem Dafürhalten verselbständigte und über sein Ableben hinaus für Marie de Gournay eine tragende Rolle spielen sollte, bedeutet eine originelle Weiterentwicklung des ursprünglichen, antiken Topos.<sup>53</sup> In *Les Essais* – und mit dem Textkorpus seines gedruckten Werks an sich – stellte Montaigne wie dargestellt die Zeugung und Geburt geistiger Erzeugnisse auf Papier über die leibliche Zeugung und die Entbindung eines Kindes aus Fleisch und Blut. Nachfolgend seien nun die kulturgeschichtlichen Wurzeln der Metaphern des Textes als Kind sowie des Text-Urhebers als ›Vater‹ skizziert.<sup>54</sup>

Die Vorstellung des eigenen Werks als Kind ist ein Gemeinplatz der europäischen Geistes- und Literaturgeschichte. Sie erfreute sich in Renaissance und Barock großer Beliebtheit, wie Ernst Robert Curtius feststellt.<sup>55</sup> Beispielsweise findet sie sich bei Ronsard<sup>56</sup> ebenso wie bei Agrippa d'Aubigné (1552–1630),<sup>57</sup> zudem auch bei Shakespeare (1564–1616), Bacon (1561–1626), Miguel de Cervantes (1547–1616), John Donne (1572–1631) sowie Tommaso Stigliani (1573–1651).<sup>58</sup> Für die französische Renaissance selbst liegt im Übrigen keine umfassende Untersuchung vor, die männliche Gebärsehnüchte sowie geistige Erzeugnisse als literarische Text-Kinder thematisiert, sondern es finden sich lediglich punktuelle Aussagen hierzu.<sup>59</sup> Nicht zufällig habe, konstatiert Douglas A. Brooks für England in der Einleitung des von ihm herausgegebenen Sammelbands *Printing and Parenting in Early Modern England*, der Topos des geistigen Schwanger-Seins eines Mannes mit seinem literarischen Werk und die ›Geburt‹ desselbigen als ›Kind‹ zur Zeit des aufkommenden Buchdrucks eine auffällige Aktualisierung erfahren, wobei sich gleichzeitig Analogien zwischen menschlicher Fortpflanzung und modernen Schreibtechnologien, zwischen Tinte und Blutlinien sowie zwischen Elternschaft und Drucklegung perpetuierten.<sup>60</sup> Auch Margareta de Grazia weist mit ihrem Beitrag im selben Band darauf hin, dass sich für das rinascimentale England ein deutliches Ansteigen von Vergleichen zwischen mechanischer Druck-Reproduktion von Text und menschlicher Fortpflanzung sowie gedruckten Erzeugnissen und Kindern feststellen lasse, was eine auffällige Wiederbelebung der antiken Trope des Textabdrucks als Kind nach sich

53 So auch die Auffassung Regosins zur Ausgestaltung dieses Topos durch Montaigne; vgl. Regosin (1996), 47: »The child and the text as child, the seed and the word: forms of resemblance and of difference, of fidelity and of betrayal.« Dies ist vor dem Hintergrund der Ausführungen Montaignes in vier *essais* zu sehen, und zwar *De l'institution des enfants* (II,26), *De l'affection des pères aux enfants* (II,8), *D'un enfant monstrueux* (II,30) und *De la ressemblance des enfants aux pères* (II,37).

54 Eine ausführliche Betrachtung dieser Grundlagen wird hier nicht intendiert, da dies zu weit ginge.

55 Vgl. Curtius (1993), 141–144, hier 143. Curtius untersucht mit Kapitel 7 seines Klassikers zur historischen Topik, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, die auf die Antike zurückgehende historische Metaphorik und dort u.a. Personalmetaphern.

56 In Ronsards Elegie an Pierre Lescot (1515–1578), zitiert nach ebd., bezeichnet er die beiden Werke Homers – *Ilias* und *Odysee* – als »les deux filles d'Homère«. Vgl. dazu ebd. Außerdem ist auch Ronsards Elegie *À son Livre* zu nennen; vgl. dazu Larsen (2006), 285, Anm. 68.

57 Vgl. dazu ebenfalls Curtius (1993), 143, sowie Larsen (2006), 285, Anm. 68.

58 Vgl. Textbeispiele in Curtius (1993), 143–144.

59 Vgl. dazu Kenny (2020), 117–118.

60 Vgl. dazu und zum Folgenden Brooks (2005), 2–4.

gezogen habe.<sup>61</sup> Vor diesem Hintergrund höchst interessant ist auch Katharine Eisaman Maus' Feststellung in ihrem ebenfalls in jenem Sammelband von Brooks erschienenen Beitrag »A Womb of his Own: Male Renaissance Poets in the Female Body«, dass männliche Poeten in der Renaissance kreative Prozesse mit Terminologien beschrieben, die mit dem weiblichen Körper zusammenhängen.<sup>62</sup> So habe beispielsweise Philip Sidney (1554–1586) sich im ersten Sonett seiner um 1580 entstandenen Sonettsequenz *Astrophil and Stella* als ein mit seinem Werk schwanger Gehender geriert, der in den Wehen liege.<sup>63</sup> Ähnliche Metaphern fänden sich auch bei seinen Dichterkollegen Ben Jonson (1572–1637) und Shakespeare (1564–1616).<sup>64</sup>

Die Elternschaftsmetaphern in der Renaissance und namentlich jene des schreibenden ›Vaters‹ in Bezug auf sein ›Text-Kind‹ spielten auch deshalb eine entscheidende Rolle, weil die neue, den Buchmarkt revolutionierende Technologie des Buchdrucks neben Begeisterung auch die Furcht vor unkontrollierter Verbreitung schriftlicher Erzeugnisse hervorrief.<sup>65</sup> Aus einer nekrologisch-posthumen Warte hing damit auch die Sorge um den Verbleib der eigenen, nun ›schutzlos‹ gewordenen Text-Erzeugnisse nach dem Ableben des Urhebers oder der Urheberin zusammen.<sup>66</sup> Eben diese Art der Besorgnis scheint in den Ausführungen Montaignes in II,18 zu dem Text als ›Kind‹, das ihn in gespeichertem Wissen bereits übersteige, durch, und zwar trotz seiner affizierten nonchalanten Haltung zur Drucklegung seines Textes und zum posthumen Verbleib seines Werks. Zudem ist dies eine Form der Sorge um den geistigen, textgeborenen ›Nachwuchs‹, der Marie de Gournay in gleich doppelter Weise beschäftigen sollte. Sie unternahm ja Maßnahmen zur Bewahrung nicht nur des Werks Montaignes, sondern auch ihres eigenen, und zwar dergestalt, dass sie *Les Advis* und *Les Essais* als geistige, textgeborene und schützenswerte Kinder im Zuge von Festschreibungen an fürsorgliche ›Aufsichtspersonen‹ überantwortete. Die Beweggründe hierfür werden mit de Grazias erneut für die englische Renaissance formuliertem Kommentar erhellt, dass es sich bei einer solchen Wiederbelebung der Trope des gedruckten Textes als Kind um die Herstellung einer doppelten

61 »In the English Renaissance, comparisons of mechanical and sexual reproduction, imprints and children, seem to multiply, as if the new technology of the printing press revitalized the ancient trope. A cluster of infantilizing tropes anticipates the nineteenth-century term for early printed books, *incunabula* (from *cunabula*, cradle).« De Grazia (2005), 34–35.

62 »In the English Renaissance, the creative imagination commonly is associated with the female body.« Eisaman Maus (2005), 89.

63 »In the first sonnet of *Astrophil and Stella*, Philip Sidney describes himself as ›great with child to speak, and helpless in my throes.‹« Ebd., 89–90.

64 »Ben Jonson, often described as the most aggressively ›masculine‹ of English Renaissance writers, nonetheless frequently depicts his own creativity as maternal. In *Poetaster's* ›apologetical dialogue‹, for instance, he represents his ›longwatched labours‹ as ›Things, that were born, when none but the still night,/And his dumb candle saw his pinching throes.‹ In the Cary-Morison ode, the turn of the infant of *Saguntum*, ›half got out‹ but already retreating back into a womb that will become its tomb, rehearses the ›turns‹ and ›counterturns‹, the strophes and antistrophes, of a poem generated to commemorate the dead.‹« Ebd.

65 Vgl. Brooks (2005), 5–6, der von der in der Frühen Neuzeit hergestellten Analogie zwischen der Druckerpresse und der Dirne spricht. Hierauf wird zurückzukommen sein.

66 Ebd., 5ff.

Kontinuitätslinie gehandelt habe, nämlich einer schriftgebundenen und einer genealogischen, die in ihrer wechselseitigen Verschränkung auf ein posthumes Weiterleben des Texturhebers oder der Texturheberin hoffen ließen.<sup>67</sup> Dabei spielte der physische Textkörper als materialisiertes Buch eine wichtige Rolle, so Brooks, da dieser »tote«, aus bedrucktem Pergament oder Papier zu einem Ganzen gebundene Körper dem geschriebenen Wort den nötigen stabilen Rahmen verlieh, um das Weiterleben geistiger Erzeugnisse über den eigenen Tod hinaus zu ermöglichen.<sup>68</sup>

In diesem Kontext ist erneut an La Boéties auf dem Sterbebett an den Freund gerichtete Bitte zu erinnern, ihm »einen Platz zu geben«, wobei Montaigne diesem flehentlichen Wunsch nachkam, indem er ihm mittels der Inschrift in seiner Bibliothek sowie der Veröffentlichung seiner Schriften als auch der Nennung im *essai* »Von der Freundschaft« (I,27) nicht nur mehrfach einen Platz gewährte, sondern auch in Text gemeißelte Denkmäler setzte. Wiederholt wird hier jene Bemerkung Montaignes in der Widmung an Madame de Duras in II,8 zu dem genannten »soliden Textkörper« aktualisiert, den er für das Andenken an ihn beanspruchte.<sup>69</sup> Nebenbei bemerkt lässt sich die zunehmende Verschränkung zwischen physischer Körperlichkeit und Textkörpern mit der in der Renaissance zunehmend florierenden Publikation anatomischer Darstellungen und Anatomieatlasse ebenso in Verbindung bringen<sup>70</sup> wie mit lyrischen Formen, die mit dem verbalen Sezieren des (weiblichen) Körpers spielten – prominent vertreten durch Clément Marot und seinen im italienischen Exil begründeten lyrischen Wettstreit rund um die sogenannten *blasons anatomiques du corps féminin*.<sup>71</sup> Literarisch, so Curtius, komme

67 Vgl. dazu und zum Folgenden De Grazia (2005), 35: »The textual imprint as child recurs in preliminaries to early modern books, putting into play the semantics shared by biological and textual reproduction: of issue, generation, copying, duplication, multiplying, engraving and gravity; of textual and sexual inscriptions that survive the grave through enduring ideas and successive children; of two types of lines, scripted and genealogical which promise to extend the parent/author beyond death [Herv. d. Verf.]«

68 Vgl. Brooks (2005), 5.

69 Vgl. erneut Montaigne (2007c): À Madame de Duras, 824.

70 »No doubt, what Sawday calls the »anatomical Renaissance«, and its reliance on increased access to publication and the growth of literacy, brought printed books and bodies into close proximity with one another.« Brooks (2005), 8. Was Frankreich anbelangt, so studierte der flämische Begründer der modernen Anatomie, der Brüsseler Andreas Vesalius (1514–1564), von 1533 bis 1536 in Paris. Sein siebenbändiges Werk *De humani corporis fabrica* erschien 1543 in Basel. In dieser Zeit wurden in Paris die *Anatomica* (1543) von Walther Hermann Ryff (um 1500–1548) und *De dissectione partium corporis humani* (1545), bzw. in französischer Übersetzung *La Dissection des parties du corps humain* (1546), beide von Charles Estienne (um 1504/05–1564/65) veröffentlicht. Vgl. Goeury (2016), 13–14.

71 Vgl. Goeury (2016), 3–15. Mit »Le beau tétin«, der lyrischen Hommage an das – weibliche – »Brüstchen«, hatte im Frühjahr oder Sommer 1535 Clément Marot (1496–1541) ein »kunstvolle[s] Wapen des weiblichen Körpers« (Böhme (2001), 229) erstellt, das er *blason anatomique du corps féminin* nannte. Damit gab Marot einer bereits seit dem 15. Jahrhundert bestehenden Schriftproduktion versifizierter, jedoch ursprünglich meist satirisch-politischer und teils bereits an organischen Themen orientierter *blasons* einen entscheidenden erotischen Einschlag. 1534 war der in Frankreich aus Sicht seiner Gegner allzu offen mit der Reformation sympathisierende Marot nach Ferrara, an den Hof der Renée de France, geflüchtet. Nach Verfassen seines ersten *blason* rief er 1535 Dichterkollegen dazu auf, weitere *blasons* im selben Stil zu kreieren – ein Unterfangen, das nach Marots Rückkehr nach Frankreich 1536 in einer Reihe gedruckter Publikationen münden sollte. Diese kol-

das Bild des Werks des Dichters als dessen Kind im Altertum nicht häufig vor, doch stehe das geistige Schwanger-Sein mit und das ›Gebären‹ eines Textes als ›Kind‹ in der Tradition der ›Klagelieder‹, der *Tristia*, Ovids<sup>72</sup> und finde sich auch bei Petronius sowie, allerdings in uneindeutiger Weise, bei Catull (1. Jahrhundert v. u. Z.) wieder.<sup>73</sup> Gelten somit Ovids Werke als Vermittler für die Verbreitung der Personalmetapher des Buches als Kind ins Mittelalter und in die Renaissance, geht diese allerdings ursprünglich auf Platons Eroslehre zurück und wird im *Symposion* evoziert.<sup>74</sup> Dort argumentiert die weiße Diotima,<sup>75</sup> dass die (Er-)Zeugung (206b)<sup>76</sup> – sowohl die körperliche als auch die seelische – die höchste Form von Eros sei, wobei das Streben nach Erzeugen im Schönen mit dem Wunsch danach zusammenhänge, das Gute immer für sich zu beanspruchen sowie Unsterblichkeit zu erlangen (207d). Diese Aussagen stehen im Kontext von Diotimas Unterweisung des Sokrates (469 v. u. Z. – 399 v. u. Z.) in Liebesdingen sowie des

lektive Öffnung des neu entdeckten Genres zur gemeinschaftlichen Neuinterpretation ist nicht als höfischer Zeitvertreib zu sehen, sondern passte zu der von Marot angestrebten Erneuerung lyrischer Formen. Selbstredend wurden die *blasons anatomiques* zu keinem Zeitpunkt zur Vermittlung medizinisch-anatomischen Wissens eingesetzt, auch nicht in einer wie auch immer vulgarisierten Form, obgleich ihr Zusammenfallen mit der Publikation einer Fülle anatomischer Lehrwerke auch in Frankreich frappierend ist. Ihr inhaltlicher Dreh- und Angelpunkt wurde fortan jeweils eine ausgesuchte Einzelpartie des weiblichen Körpers, auf die es in brillanter Manier lyrisches Lob und lyrischen Tadel – im Sinne der beiden Zielsetzungen epideiktischer Rede – zu formulieren galt. Auf jene separat betrachteten Körperpartien musste sich diese erneuerte lyrische Gattung in erotischer Art und Weise beziehen und mit etwa dreißig Achtsilbern eine gewisse Kürze sowie ein pointiertes, originelles Ende aufweisen. Gegenstand der *blasons* wurden verschiedene weibliche Körperpartien, vom Haar bis zu den Füßen, vom Hals bis zu den Schenkeln – und immer wieder die Vagina.

72 Vgl. Curtius (1993), 143, sowie Kritzman (1991), 58–59, in Bezug auf Montaigne: »Montaigne's anti-oratorical exordium to the essay ›De l'institution des enfants‹ situates the text within the Ovidian tradition of the *Tristia* where the author is father of a poem which ostensibly becomes his child.«

73 Curtius (1993), 143.

74 Ebd.

75 Alle Angaben beziehen sich auf die kritische, griechisch-deutsche Ausgabe des *Symposion* von Zehnpfennig (2012), wobei Zitate aus dem Originaltext im Folgenden mit Platon (2012) ausgezeichnet werden. Diotima wird als eine aus der griechischen Polis Mantinea stammende Figur im *Symposion* dargestellt, die jedoch sehr wahrscheinlich fiktiv ist (vgl. dazu sowie zum Stellenwert der Ausführungen Diotimas im *Symposion* Zehnpfennig (2012), besonders XXIX–XL). Als Sohn der Peneia und des Poros, so erklärt Diotima Sokrates, sei Eros eben nicht ein Gott (wie es die Vorredner des Sokrates während des Gastmahls annehmen). Als Sohn des spitzfindigen Poros und der an Mangel leidenden Peneia, sei er ein zwischen Mangel und Reichtum, zwischen Unwissenheit und Weisheit schwankender Dämon, der das Schöne und Gute nicht besitze, sondern es beständig erstrebe. Die höchste Form des Eros sei das Erzeugen. Der Mensch sei seelisch und körperlich furchtbar.

76 Vgl. dazu die Anmerkung von Zehnpfennig in Platon (2012), 190, Anm. 170, die herausstellt, dass es eine tiefere Bedeutung habe, dass eine Frau diese Zeugungstheorie referiere: »Als Frau weiß Diotima, was Empfängnis ist: die Bereitschaft etwas Nicht-Eigenes aufzunehmen und dadurch über sich selbst hinauszugehen.« Diese Aussage ist allerdings gerade im frühneuzeitlichen Kontext für die *femmes de lettres* kritisch zu sehen angesichts von bewusst kinderlos bleibenden Frauen, die sich – so etwa Catherine des Roches und Marie de Gournay – mit der Entscheidung gegen Heirat und Kinder für die Erzeugung schriftlicher Werke entschieden.



in diesem Zuge von ihr referierten Stufenmodells der fünf Etappen der Erkenntnis zum Schönen – von der Liebe für schöne Körper bis hin zum letztendlichen Gewährwerden und Verstehen des Schönen selbst (210a–212a) – wobei sie Sokrates damit die Mysterien der Liebe offenbart.<sup>77</sup> Der narrative Rahmen für Diotimas Rede ist die Vermittlung ihrer Lehren durch Sokrates, da er seine Vorredner, die sich während des Gastmahls der Reihe nach lobpreisend, aber unwissend über die Natur des Eros ergingen, mit ihren Aussagen widerlegt, wobei wiederum sie ihn in der Vergangenheit selbst mittels priesterlichen Wissens belehrt und mit ihren Ausführungen überzeugt hatte (209d).<sup>78</sup> Die Diskussion um Wesen und Wirken von Eros nimmt mit Diotimas Worten, die ihr Schüler Platon also wiedergibt, eine von den Vorrednern im Rahmen des Gastmahls nicht diskutierte transzendente Dimension an, die sowohl die Reproduktion und die Neuschöpfung als auch die Bewahrung eigener Erzeugnisse betrifft.<sup>79</sup> Der Mensch sei von Natur aus nicht nur körperlich, sondern auch seelisch fruchtbar (206c), und der seelisch Erzeugende – zu dieser Kategorie gehören laut Diotima auch Poeten und andere Künstler (209a) – gehe ebenso wie alle anderen Zeugungswilligen umher, um im Schönen zu zeugen (209b). Jenen, die über große seelische Zeugungskraft verfügten und »die in der Seele Zeugungskraft haben, mehr noch als im Körper, und zwar alles, was der Seele zu erzeugen und hervorzubringen zukommt« (209a), erhielten »Einsicht und alle anderen Tugenden« (ebd.).

Hervorzuheben in der nun nachfolgenden Argumentation Diotimas zur seelischen Zeugung ist, dass sie zuvörderst die innige Gemeinschaft zwischen Freunden als idealen Ort des Erzeugens geistiger Kinder herausstellt (209b–c).<sup>80</sup> Im Kontakt mit dem ande-

77 Vgl. hierzu auch die Erläuterungen von Zehnpfennig in Platon (2012), XVII–XVIII.

78 Constant Venesoen (1990), 28–29, quittiert Marie de Gournays Bezug auf Diotima in *Égalité des Hommes et des Femmes* (1622) als Unwissenheit. Im Symposion sei Platons Auftreten als Schüler Diotimas ironisch zu verstehen und nicht etwa als Anerkennung Diotimas für ihre Weisheit. Denn das Thema Liebe, das Diotima im Symposion erläutere, sei ein typisch weibliches und somit traditionelles: »Il semble toutefois que Marie de Gournay n'ait pas saisi le ton ironique de Socrate, que l'érudition moderne a relevé [...]. Il n'est d'ailleurs pas étonnant que ce soit Diotime qui ait été chargée d'un discours sur l'amour.« [...] Venesoen stellt fest, dass Marie de Gournay, als selbststilisierte Vorreiterin des Feminismus, somit die traditionelle und alles andere als emanzipierte Rolle Diotimas im Symposion nicht klar gewesen sei: »En somme, le rôle assigné à Diotime est parfaitement traditionnel, ou discriminatoire : subtilité dialectique, qui, de toute évidence, avait échappé à Marie de Gournay. Beauté et Amour sont les termes du discours masculinisant. Pas une seule féministe authentique ne s'y laisserait prendre aujourd'hui.« Hingegen vertritt Zehnpfennig in Platon (2012), 190, Anm. 170, diesbezüglich eine gänzlich andere Auffassung, die jedoch in ihrer Formulierung nach meinem Dafürhalten ebenso kritisch zu sehen ist.

79 Vgl. dazu sowie zum Stellenwert der Ausführungen Diotimas im *Symposion* Zehnpfennig in Platon (2012), besonders XXIX–XL: »Denn die Frage der Reproduktion, Neuschöpfung oder Bewahrung der vorhandenen Substanz ist eine Frage, die unmittelbar mit dem Thema Liebe verbunden ist.«

80 »An den schönen Körpern findet er nun mehr Gefallen als an hässlichen, da er ja erzeugen will, und wenn er auf eine schöne, edle und wohlgestaltete Seele trifft, findet er ein ganz besonderes Gefallen an der Verbindung von beidem, und für einen solchen Menschen hat er sofort eine Fülle von Reden über die Tugend und darüber, wie ein guter Mann beschaffen sein und worum er sich bemühen muss, und er versucht, ihn zu erziehen. Denn indem er, glaube ich, den Schönen berührt und mit ihm umgeht, erzeugt er und bringt hervor, womit er schon lange schwanger ging [Herv. d. Verf.], und in seiner Anwesenheit wie in seiner Abwesenheit an ihn denkend, zieht er gemeinsam mit jenem das Erzeugte auf.« Platon (2012), 101.

ren, dem Schönen, ist nun also nicht mehr nur von Erzeugung die Rede, sondern auch von der Hervorbringung, das heißt der Geburt dessen, mit dem der Erzeugende zuvor, wie es wortwörtlich heißt, »schwanger ging«. Sehr wichtig ist für den Kontext des Erzeugens also, dass hierbei der Erzeugende des Umgangs mit einem Schönen bedarf, ebenso wie es bei der körperlichen Zeugung der Fall ist. Erst aus diesen Erläuterungen über die gemeinschaftliche, tugendhafte Zeugung erwächst Diotimas Schlussfolgerung, dass in dieser Gemeinschaft und Freundschaft aus geistiger Zeugung unsterbliche Kinder entstünden (209c).<sup>81</sup> Hieraus leitet sie die Superiorität geistiger über menschliche Kinder ab, denn (209d)<sup>82</sup>

es würde sich wohl jeder eher solche Kinder wünschen als die menschlichen, und, auf Homer, Hesiod und die übrigen vortrefflichen Poeten blickend, sie darum beneiden, was für Sprösslinge sie hinterlassen haben, die ihnen unsterblichen Ruhm und unsterbliche Erinnerung verschaffen, da sie selbst unsterblich sind.

Folglich stellt der Wunsch nach Unsterblichkeit sowie der Erwerb immerwährender Erinnerung an die eigene Person den maßgeblichen Beweggrund für die Erzeugung geistiger Kinder dar. Vor diesem Hintergrund scheint es zunächst so, als entsprächen Montaignes Ausführungen zu jenem ihm »konsubstantiellen« Werk, das ihm als »solider Textkörper« nach seinem Ableben dienen solle, in recht konservativer und wenig origineller Weise diesen im *Symposion* referierten Beweggründen für die Schaffung eines geistigen Sprösslings. Dass dem nicht so ist, wird abschließend herauszustellen sein. Zuvor ist der Stellenwert des Kindes als literarisches Symbol in *Les Essais* zu eruieren.

## 5.4 Der Stellenwert von Kindern in *Les Essais*

Neben den gezeigten kulturgeschichtlichen Hintergründen des Werks als Kind im Sinne einer besonderen Ausprägung der Personalmetapher fungiert das Kind als literarisches Symbol in der europäischen Literaturgeschichte als Repräsentant eines naturhaften, unverbildeten Elementarzustandes des menschlichen Geschlechts, wie Eva Erdmann darstellt.<sup>83</sup> Dabei kann es für Neubeginn und Unschuld, aber auch für Rebellion, Unordnung und Anarchie stehen.<sup>84</sup> Auch in *Les Essais* fungiere das Kind als ein Archetypus und sei dem Kannibalen und dem Bauern verwandt, stellen François Charpentier und Alain Legros fest.<sup>85</sup> Mit dieser Nähe des Kindes zu Kannibalen und Bauern ist demnach bei-

81 »So haben diese dann eine weit innigere Gemeinschaft miteinander und eine festere Freundschaft als eine auf Kinder gegründete, da sie ja schönere und unsterblichere Kinder miteinander haben.« Platon (<sup>2</sup>2012), 101.

82 Ebd.

83 Vgl. dazu und zum Folgenden Erdmann (2008), 180.

84 Ebd.

85 »Quel que soit le regard porté sur les enfants réels qu'il [Montaigne] a pu observer « bien faits » et « monstrueux » (II,30, 712), ou, à distance, sur ses propres enfants disparus, il se réfère souvent à l'enfant comme un archétype, voisin de ceux du cannibale et du paysan.« Charpentier/Legros (<sup>2</sup>2018), 608.

den von Erdmann genannten Aspekten Rechnung getragen: Das Kind steht sowohl für Unschuld, einen ursprünglichen Zustand sowie ein auf die Natur bezogenes Wissen als auch für eine gewisse gesellschaftliche Devianz, obgleich sie nicht unbedingt als Unordnung oder Rebellion charakterisiert werden kann.<sup>86</sup> Regosin stellt zudem die gesamte Bandbreite des semantischen Netzes heraus, dass sich in *Les Essais* und zwischen den *essais* durch das im Text präsente ›Kind‹ aufgespannt findet und das sowohl wortwörtlich als auch sinnbildlich ist: Diese ›Kinder‹ seien sowohl klassisch als auch modern und oszillierten zwischen heroischer Vorbildhaftigkeit in Sachen ursprünglicher Weisheit einerseits und stupider Einfachheit andererseits.<sup>87</sup>

Eine Frequenzanalyse für das Wort *enfants* ergibt zudem, dass es an 18. Stelle der am häufigsten in *Les Essais* gebrauchten Nomen steht, das heißt, dass es 237 Mal Erwähnung findet, und zwar in 56 der insgesamt 107 *essais*.<sup>88</sup> Zudem tauchen Derivate – wie *enfance*, *enfant*, *enfanter*, *enfantement* – weitere 147 Mal im Gesamttext auf.<sup>89</sup> In *Les Essais* wimmelt es also von Kindern, so etwa dem monströsen Kind im *essai* »Über ein missgeboresenes Kind (II,30)«,<sup>90</sup> dem zu erziehenden Kind in »Von der Knabenerziehung« (I,26)<sup>91</sup> sowie dem mütterlich von Madame d'Estissac geliebten Sohn in »Von der Zuneigung der Väter zu ihren Kindern« (II,8).<sup>92</sup> Auch Montaignes eigene Rollen des Sohnes und Kindes bleiben nicht unerwähnt, sei es der von Musik sanft geweckte Knabe in II,8 oder der dem Vater ähnelnde und deshalb auch an Nierenkoliken leidende Sohn in »Über die Ähnlichkeit der Kinder mit ihren Vätern« (II,37).<sup>93</sup> Hiermit sind auch jene vier *essais* benannt, die das Wort ›enfant‹ bereits im Titel tragen.<sup>94</sup> Das Kind ist jedoch auch in Nebenbemerkungen innerhalb weiterer Textpassagen von *Les Essais* präsent, etwa in »Über den Dünkel«

86 Vgl. zu den Kannibalen in *Les Essais* Dubois (<sup>2</sup>2018), zu den Bauern Legros (<sup>2</sup>2018b). Eines der wohl berühmtesten *essais* ist Montaigne (2007q): *Des cannibales* (I,30): Hier nimmt Montaigne Bezug auf die Kannibalen als ethnozentrische Kritik an der vermeintlichen Grausamkeit der indigenen Bevölkerung, die vom europäischen Volksmund als ›barbarisch‹ angesehen werden, obgleich doch ihre Sitten und Gebräuche im Umgang mit gefangengesetzten Feinden menschlicher seien als jene der europäischen Kolonisatoren. Letztere seien somit die wahrhaftigen Barbaren. Montaignes Ausführungen in I,30 speisen sich nicht nur aus Lektüren, sondern sind auch von einem persönlichen Treffen in Rouen mit Vertretern der indigenen Bevölkerung der Tupinambá, die an der Küste Rio de Janeiros beheimatet sind, genährt.

87 »Montaigne's children are both classical and modern, they appear in essays treating subjects as diverse as affections (I,3), custom (I,23), solitude (I,39), drunkenness (II,2), cowardice (II,27), and vanity (III,9) and are evoked 18 times in the ›Apologie de Raimond Sebond‹ (II,12) alone. They are successively heroes, victims, or fools, either models of a natural wisdom or examples of a stupid simplicity. At times children represent continuity with the past and at other times they allow the essayist to speak about the future. And, most striking, they are both literal, physical children and figurative children of the mind as well.« Regosin (1996), 13.

88 Vgl. Leake (1981), 403–405, zitiert nach Regosin (1996), 13.

89 Ebd.

90 Montaigne (2007w): *D'un enfant monstrueux* (II,30).

91 Montaigne (2007u): *De l'institution des enfants* (I,26).

92 Montaigne (2007v): *De l'affection des pères aux enfants* (II,8).

93 Montaigne (2007t): *De la ressemblance des enfants aux pères* (II,37).

94 Dies sind auch die *essais*, die für die Erhellung der Einstellung Montaignes zu Kindern – biologischen wie geistigen – von Belang sind, wobei für das Thema des Text-Kinds besonders II,8 relevant ist und nachfolgend besprochen wird.

(II,17),<sup>95</sup> wenn Montaigne davon berichtet, er stelle sich »wahrhaftig nicht geschickter als ein Kind« dabei an, Dichtkunst eigenständig zu verfassen, weshalb er seine »Sachen [Dichtung] unausstehlich« finde.<sup>96</sup> Rezipiert man zudem eine Passage von »Ob wir etwas als Wohl oder Übel empfinden, hängt weitgehend von unserer Einstellung ab« (I,14)<sup>97</sup> wörtlich, ist Montaignes Haltung zum Verlust seiner leiblichen Kinder allerdings geradezu gleichgültig:<sup>98</sup> Im Kontext von Beispielen mehrerer römischer Konsuln, die ungerührt den Tod sowie die Bestattung ihrer eigenen Kinder verkrafteten, nennt Montaigne zunächst den Fall eines Zeitgenossen, der den Verlust dreier erwachsener Kinder nicht beweinte, sondern gar als besonderen Gnadenerweis des Himmels begrüßte.<sup>99</sup> Montaigne kommentiert dies, indem er schreibt, er habe selbst »sie [Kinder] im frühen Kindesalter verloren«, wobei er mit gewohnter Vergesslichkeit die Anzahl seiner früh verstorbenen Sprösslinge mit einer approximativen Schätzung von »zwei bis drei« quittiert.<sup>100</sup> Wenn auch »gewiss nicht ohne Bedauern«, so habe er diesen Verlust »doch, ohne darüber trübsinnig zu werden«, erlebt, auch wenn es wohl keinen größeren Verlust gäbe, der die Menschen tiefer ergreife.<sup>101</sup>

An einer anderen Stelle in I,14 heißt es zudem, dass »der größte und gesündeste Teil der Menschen es für ein großes Glück [halte], Kinder zu haben«, jedoch er, Montaigne, und »einige andere es für ein ebenso großes Glück hielten, keine [Kinder] zu haben«.<sup>102</sup> Unmittelbar wird ergänzt, Thales habe auf die Frage hin, warum er nicht heirate, ge-

95 Montaigne (2007e): *De la présomption* (II,17).

96 »[C]omme j'essaie plus évidemment en la poésie. Je l'aime infiniment : je me connais assez aux ouvrages d'autrui ; mais je fais, à la vérité, l'enfant quand j'y veux mettre la main ; je ne me puis souffrir.« Ebd., 673.

97 Montaigne (2007r): *Que le goût des biens et des maux dépend en bonne partie de l'opinion que nous en avons* (I,14), 270–271.

98 Wie erwähnt erreichte nur eine von insgesamt sechs Töchtern das Erwachsenenalter, alle anderen starben im Säuglings- oder Kleinkindalter.

99 »Je disais en mes jours de quelqu'un en plaisantant qu'il avait trompé la justice divine. Car la mort violente de trois grands enfants, lui ayant été envoyé en un jour, pour un âpre coup de verge, comme il est à croire : peu s'en fallut qu'il ne la pris à faveur et gratification singulière du ciel.« Montaigne (2007r): *Que le goût des biens et des maux dépend en bonne partie de l'opinion que nous en avons* (I,14), 270.

100 In Bezug auf die zuvor geschilderte Anekdote heißt es: »Je n'en suis pas ces humeurs monstreuuses, mais j'en ai perdu en nourrice deux ou trois, sinon sans regret, au moins sans fâcherie.« Ebd.

101 Montaigne erklärt unmittelbar im Anschluss an diese Ausführungen den Grund für seine Gleichgültigkeit: Diese rühre von seiner Art her, eine Reihe alltäglicher Anlässe, die Anlass zur Betrübnis mit sich bringen würden, kaum wahrzunehmen. Und selbst von jenen, die für die Leute den Inbegriff des Schreckens bildeten, habe er manche derart leichtgenommen, dass er es nicht wagen würde, sich dessen öffentlich zu rühmen, ohne zu Erröten: »Je vois assez d'autres communes occasions d'affliction, qu'à peine sentirais-je, si elles me venaient, et en ai méprisé quand elles me sont venues, de celles auxquelles le monde donne une si atroce figure, que je n'oserais m'en vanter au peuple sans rougir.« Erneut Montaigne (2007r): *Que le goût des biens et des maux dépend en bonne partie de l'opinion que nous en avons* (I,14), 270.

102 »La plus commune et plus saine part des hommes tient à grand bonheur l'abondance des enfants : moi et quelques autres, à pareille bonheur, le défaut.« Ebd., 271.

antwortet, dass er es nicht möge, Nachkommen zu hinterlassen.<sup>103</sup> In II,8 nennt Montaigne jedoch seine Tochter Léonor und besagt in einer Nebenbemerkung – im Kontext der gewaltfreien Erziehung, die man ihr habe angedeihen lassen –, dass ihr das Schicksal erspart geblieben sei, so früh zu versterben wie jene anderen seiner Kinder.<sup>104</sup> Zudem findet sich an verschiedenen weiteren Stellen in II,8 die Verteidigung der Rechte von Kindern, beispielsweise dann, wenn Montaigne sich gegen altersbedingten Geiz so mancher Eltern ausspricht, die ihren Kindern ihr Vermögen vorenthielten, und zwar aus einem diffusen Gefühl der Eifersucht auf deren gerade erst beginnendes Leben heraus.<sup>105</sup> Im Übrigen mag dieser Gegensatz zwischen den recht kalt wirkenden Ausführungen in I,14 und dem wohlwollenden Duktus in II,8 im Hinblick auf den Umgang mit Kindern dem Umstand geschuldet sein, dass II,8 nicht nur mit einer Widmung an Madame d'Estissac beginnt, sondern insgesamt als ihr gewidmet konzipiert worden ist: Die Adressatin und ihre Meriten als Mutter und Witwe werden zu Beginn mit gebotener Ehrerbietung direkt angesprochen und von Montaigne als geradezu heroisch dargestellt.<sup>106</sup>

103 »Et quand on demande à Thales pourquoi il ne se marie point, il répond qu'il n'aime point à laisser lignée de soi.« Ebd.

104 »Ils [les enfants] me meurent tous en nourrisse; mais Léonor, une seule fille qui est échappée à cette infortune [...].« Montaigne (2007v): *De l'affection des pères aux enfants* (II,8), 408.

105 »Voire, il semble que la jalousie que nous avons de les voir paraître et jouir du monde, quand nous sommes à même de le quitter, nous rende plus épargnants et rétreins envers eux [...].« Ebd., 405.

106 Vgl. Trinquet (1956), der mit seiner Studie ein in der Forschungsdiskussion um die Identität von »Madame d'Estissac« vorherrschendes Missverständnis auflöste, das auch deshalb tragend für den vorliegenden Kontext ist, da es die Forschungsrezeption von *De l'affection des pères aux enfants* bestimmte – u.a. etwa die Beurteilung des Bruchs, der in der Diskrepanz zwischen der anfänglichen Lobesrhetorik in Bezug auf Mme d'Estissac und dem Ende von II,8 deutlich wird, das in einem ungleich harscheren rhetorischen Duktus endet. Dies sei dem Umstand zuzuschreiben, dass jene Frau, deren heroische Mutter- und Witwenschaft Montaigne zu Beginn von II,8 lobend herausstellt, sich im Verlauf der Abfassung dieses *essai* im fortgeschrittenen Alter erneut verheiratet habe – ein von ihren Zeitgenossen als Skandal verschriene zweite Heirat. Genährt wurde dieses Missverständnis lange Zeit von der Annahme, dass es sich bei der Adressatin des Lobes Montaignes in II,8 angeblich um jene Louise de la Béraudière handele, die einstmal Angehörige der berühmterbüchtigten »fliegenden Schwadron« um die Königinmutter Katharina von Medici gewesen sei – eine Gruppe junger, erlesener Hofdamen, deren Schönheit und Verführungskünste Letztere strategisch im Dienste des Bezirzens politisch ranghoher Männer einsetzte. Doch laut Trinquet handelt es sich bei der in II,8 Erwähnten nicht um diese berühmte, auch als *belle Rouet* bekannte Hofdame, »l'une des plus capteuses parmi les filles d'honneur de Catherine de Médicis« (Trinquet (1956), 23), sondern um eine gleichnamige Cousine, die einem anderen Zweig der Familie de la Béraudière entstammte: »Nous sommes en présence d'un beau cas d'homonymie: deux parentes – deux cousines sans doutes – [...] ont porté au même moment le nom de Louise de la Béraudière« (ebd., 26). Diese Homonymie zog die Verwechslung der biographischen Etappen im Leben der einen und der anderen nach sich. Trinquet folgert, das Lob Montaignes für die tatsächlich standhafte Witwe Louise de la Béraudière in II,8 sei somit gerechtfertigt gewesen. Folglich müsse er aus dem Vorwurf entlassen werden, dass er vermeintlich lediglich der einstigen Schönheit am Hofe Katharina von Medici erlegen sein und ihr mit Worten habe schmeicheln wollen: »Le moraliste n'avait donc pas ici [...] fait l'éloge, en benêt ou en flargonneur, de vertus qui n'existaient pas! Egoïste, vaniteux, il avait ses faiblesses: pourquoi lui en prêter qui ne sont pas son fait? Fier, un peu rude, cabré parfois par

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass in *Les Essais* die Thematisierung des Kindes auch auf eine pervertierte Genealogie hinweist, und zwar, wenn Montaigne dies für sich selbst als Kind feststellt: In der »Apologie de Raimond Sebond« (II,12) referiert er antike Zeugungstheorien insbesondere zu der Frage, ob Frauen mittels einer Art Samen ebenfalls am Zeugungsakt beteiligt sein könnten.<sup>107</sup>

Voilà les médecins, les philosophes, les jurisconsultes, et les théologiens, aux prises pêle-mêle avec nos femmes, sur la dispute à quels termes les femmes portent leur fruit. Et moi je secours par l'exemple de moi-même, ceux d'entre eux, qui maintiennent la grossesse d'onze mois. Le monde est bâti de cette expérience, il n'est si simple femmelette qui ne puisse dire son avis sur toutes ces contestations, et si nous ne saurions être d'accord.

Hervorzuheben ist hierbei Montaignes ironische Bemerkung, er halte sich an jene, die an eine elfmonatige Schwangerschaft glaubten, da er selbst aus einer solchen hervorgegangen sei. Hiermit wird intertextuell sehr transparent auf *Gargantua* verwiesen, den 1534 erschienenen ersten Band der Pentalogie François Rabelais' um die beiden volkstümlichen Riesen Gargantua und Pantagruel. Im dritten Kapitel des ersten Bandes der Pentalogie ist die Rede von der elfmonatigen Schwangerschaft Badebecs.<sup>108</sup> Frauen könnten die Leibesfrucht so lange zurückhalten, heißt es dort, wenn der in ihnen heranwachsende Mensch ein »Meisterstück« sei und später Heldentaten vollbringen werde.<sup>109</sup> Folgerichtig werden, hieran anschließend, Beispiele aus der antiken Mythologie angeführt, um eine derart widernatürlich lang andauernde Schwangerschaft durch Belege argumentativ abzusichern, wobei zu diesem Zweck teils auch, wie für Rabelais typisch, auf erfundene Geistesgrößen rekurriert wird.<sup>110</sup> Im Zuge einer solchen Schwangerschaft, so heißt es weiter, könnten Wirtsfrauen sich weitere zwei Monate nach dem Dahinscheiden ihres Gatten dem Liebesspiel hingeben, was in Bezug auf Erbangelegenheiten vortrefflich sei.<sup>111</sup> Werde die Betreffende im dritten Monat schwanger, so erbe ihre Leibesfrucht die Hinterlassenschaft des Verblichenen.<sup>112</sup> Die Offenlegung seines eigenen ver-

---

«l'opposition du respect», Montaigne n'a jamais été un flatteur, un courtisan, au mauvais sens du mot« (ebd., 36).

107 Vgl. erneut Montaigne (2007I): *Apologie de Raimond Sebond* (II,12), 588–590, hier 590.

108 Im Abschnitt »Comment Gargantua fut onze mois porté ou [dans le] ventre de sa mère« heißt es: »En son âge virile épousa Gargamelle [...] tant qu'elle engrossa d'un beau fils, et le porta jusqu'à onze mois.« Rabelais (1994), 27–29, hier 27–28. Die Orthographie hat die Verfasserin dieser Arbeit zur besseren Verständlichkeit dem Neufranzösischen angenähert.

109 »Car autant, voire d'avantage, peuvent les femmes ventre porter, mêmement quand c'est quelque chef-d'œuvre et personnage qui doit en son temps faire grandes prouesses.« Ebd.

110 »Messieurs les anciens Pantagruelistes ont conformé ce que je dis et ont déclaré non seulement possible, mais aussi légitime, l'enfant né de femme l'onzième mois après la mort de son mari.« Ebd., 27–28. Vgl. zur Nennung der weiteren antiken Autoritäten ebd., 29, Anm. 6.

111 »Moyennant lesquelles lois, les femmes veuves peuvent franchement jouer du serrecroupière à tous envis et toutes restes, deux mois après le trépas de leurs maris.« Ebd., 29.

112 »Je vous prie par grâce, vous autres, mes bons averlans, si d'icelles en trouvez que vaillent le débraguetter, montez dessus et me les amenez. Car si en troisième mois elles engrossent, leur fruit sera héritier du défunt.« Ebd.

meintlich elf Monate dauernden Heranwachsens im Mutterleib kann somit als spöttische Kontribution zur Ehefrage innerhalb der *Querelle des Femmes* gelesen werden, wobei diese bereits seit Christine de Pizan und damit seit dem Mittelalter diese Geschlechterdebatte maßgeblich bestimmte,<sup>113</sup> während im 16. Jahrhundert – wie bereits im Kontext von *L'Heptaméron* verdeutlicht – die Krise der Ehe als Institution den Blick hierauf lenkte. Montaignes amüsiertes Spott ist somit auch jener bereits erwähnte burleske Humor, den Rabelais selbst angesichts dieses zeitgenössischen Disputs mit seinem *Tiers Livre* walten ließ.

Hingegen sieht Christophe Bardyn in dieser Selbststilisierung Montaignes als Leibesfrucht einer elfmonatigen Schwangerschaft persönlichere, biographische Beweggründe und einen bewusst ambivalenten, doch ihm letztendlich zum Vorteil reichenden Verweis.<sup>114</sup> Einerseits stelle sich Montaigne somit als von der Natur mit außergewöhnlichen Fähigkeiten Beschenkter dar. Andererseits spiele er jedoch recht unverhohlen darauf an, dass er aus einer außerehelichen Liaison seiner Mutter hervorgegangen sei, die in Abwesenheit ihres Mannes und nach dem Verlust ihres ersten Kinds Trost bei einem Stalldiener gesucht habe.<sup>115</sup> Montaignes Vater Pierre Eyquem habe diesen von einem anderen gezeugten Sohn zähneknirschend an Kindes statt annehmen müssen, und letztendlich habe Montaigne Zeit seines Lebens darunter gelitten, trotz seiner Illegitimität das Anwesen des Vaters geerbt und somit das Gros des väterlichen Erbes angetreten zu haben.<sup>116</sup> Unter Rückgriff auf diese Argumentation Bardyns, die er anhand verschiedener Textstellen in *Les Essais*, in denen sich von Montaigne formulierte Hinweise auf seine uneheliche Abkunft und auf sein schwieriges Verhältnis zu beiden Elternteilen finden, überzeugend verdeutlicht, sind nicht nur *Les Essais* das geistige, textgeborene Kind Montaignes, sondern er selbst ist das geistige – da nicht leibliche – Kind seines Vaters.

## 5.5 Zusammenfassung und Deutung

Bei Montaignes Text-Kind liegt eine originelle Ausgestaltung des Topos des Texturhebers als ›Vater‹ seines Text-Kindes vor: Zwar scheint sich mit den Ausführungen Diotimas im *Symposion* zum Wunsch nach Unsterblichkeit durch das Zeugen geistiger Kinder der Kreis zu Montaignes Text als von ihm gewünschtem ›solidem Körper‹, der ihm die unsterbliche Erinnerung an ihn gewähren könne, zu schließen: Dem Streben nach Unsterblichkeit, das im *Symposion* Diotima als Motivation für die Zeugung geistiger Kinder

113 Vgl. dazu Telle (1937), 10; Timmermans (1993), 20–22; Albistur/Armogathe (1977), 70–72.

114 »Des deux interprétations proposées par Rabelais (lui-même médecin), la première était flatteuse pour Montaigne, mais que penser de la seconde ? Nous allons voir que ce détail apparemment insignifiant a eu des répercussions décisives sur l'ensemble de sa vie. En réalité, avec cette anecdote, il gagnait sur les deux tableaux : ce bon fils insinuait que sa mère n'avait peut-être pas été si vertueuse qu'elle le prétendait, et se présentait en même temps comme un individu hors norme.« Bardyn (2015), 27.

115 Ebd.

116 Vgl. zum Antritt des Erbes seines Vaters nach dessen Ableben 1569 ebd., 226.



herausstellt, wobei sie deren Höherwertigkeit gegenüber leiblichen betont, zeigt Montaigne sich zugeneigt, und zwar mit seinem Wunsch nach einem ›soliden Textkörper‹ für die Generierung möglichst lebensnaher Erinnerungen an ihn sowie mit der Herausstellung seines Werks als ihm konsubstantielle ›Gliedermaße‹.<sup>117</sup> Allerdings bestimmte er, wie evident wurde, für den Fall seines Ablebens weder testamentarisch noch anderweitig eine diesen Text beschützende Person, und er äußerte sich, was die Drucklegung seines Textes sowie seine Beziehung zur Öffentlichkeit anbelangt, wie gezeigt nonchalant-ironisch.

Die Originalität des Text-Kindes Montaignes besteht zum einen darin, dass die von ihm angestrebte Unsterblichkeit nicht mit einer ruhmvollen, sondern mit einer möglichst authentischen Erinnerung an ihn zusammenhängt.<sup>118</sup> Des Weiteren ist Regosins Bemerkung zuzustimmen, wonach Montaignes Text-Kind zwar seine geistige Nachkommenschaft darstellen könne, sich dann Probleme jedoch ergäben, wenn es nach Ableben seines ›Vaters‹ für Letzteren sprechen müsste: Denn als ›Sohn‹ des Vaters wohne ihm auch das subversive, ›monströse‹ Potenzial der Devianz von der ursprünglichen Intention seines Urhebers inne, indem es sich nach dem Ableben seines ›Vaters‹ für mancherlei Fehlinterpretationen öffnen könne.<sup>119</sup> In der Tat formulierte Montaigne ja selbst, dass sein Werk zwar ihm konsubstantiell, jedoch auch wuchernd und in dieser Qualität geradezu ›monströs‹ sei, weshalb selbst der beste Kunsthandwerker nicht vermöge, es in angemessene Bahnen zu lenken. Außerdem stellt er klarsichtig fest, dass es ihn bereits zu seinen Lebzeiten, was die Akkumulation all seiner in ihm formulierten Gedankengänge anbelange, an Wissen übersteige. Vor diesem Hintergrund muss, gemäß dem Motto *Viresque acquirit eundo*, das ›von Tag zu Tag Kräfte gewinnende‹ Kind Montaignes als ein überbordend und zügellos an Kraft zulegender Sprössling gesehen werden, der zu einem geradezu gefährlich kraftstrotzenden Nachkommen mutiert. Folglich kennzeichnet das Text-Kind hier eine potentiell bedrohliche Eigenständigkeit – die Gefahr, sich nach Montaignes Ableben Fehlinterpretationen zu öffnen. Das aber findet sich bei der Charakterisierung jener schriftlichen Produkte geistiger Zeugung im *Symposion* sowie bei anderen antiken wie frühneuzeitlichen Autoren in dieser Form nicht – mit einer Ausnahme freilich: der in Platons *Phaidros* von Sokrates (275d) dargelegten Argumentation mit Blick auf die Folgen der Erfindung der Schrift.<sup>120</sup> Dort

117 Vgl. erneut Montaigne (2007d): *Du démentir* (II,18), 703–704): »Membre de ma vie: [...] [Herv. d. Verf.]«.

118 Vgl. abermals Montaigne (2007c): *À Madame de Duras*, 824.

119 »This reading has important consequences for Montaigne's desire that this text be taken as a natural child and for the metaphoric transfer he operates to accomplish that end. The natural, my discussion reveals, is not absolutely originary, nor can it wholly transform what is organic or factitious by transferring its own properties because those properties are never primordial, pure, and integral but are always already inscribed in a context of difference. [...] The child and the text as a child, the seed and the word: forms of resemblance and of difference, of fidelity and of betrayal.« Regosin (1996), 47.

120 Vgl. hierzu auch Raible (1993), 20, der seine Ausführungen zum »Text und seinen vielen Vätern« auch auf diese berühmte Stelle stützt: »Aufschlussreich ist dieser Passus [275d] nun unter anderem deshalb, weil er ganz anschaulich eins verdeutlicht: Jede Schriftkultur hat ihr Korrelat in der Zunft der Textausleger oder – um in Platons Bild zu bleiben – in der Zunft derer, die in die Rolle des abwesenden oder verblichenen Text-Vaters schlüpfen [Herv. d. Verf.] und so zum Pflege- oder Stiefva-

heißt es, das Problem der Schrift bestehe darin, dass ihr Erzeuger nicht mehr Herr über die Interpretation des Geschriebenen sei, denn in Fällen, in denen der Philosoph im mündlichen Gespräch mit seinen Schülern über das richtige Verständnis seiner Lehre wachen könne, wuchere hingegen der verschriftlichte Text wild, da ein jeder ihn nach seinem Gutdünken interpretieren könne. Mit dem Buchdruck wurde diese Gefahr unkontrollierten Wucherns der autonom gewordenen Schrift durch eine potenziell fehlerhafte Vervielfältigung nochmals amplifiziert, die umso mehr für einen bereits genuin derart wuchernden, da unabgeschlossen und beständig wachsenden Text wie *Les Essais* galt.

Über die genannten Aspekte hinaus spielen Kinder in *Les Essais* eine tragende Rolle, wobei Montaigne beispielsweise seine eigene Kindheit und Erziehung sowie das Aufziehen seiner Tochter Léonor ebenso in den einzelnen *essais* erwähnt, wie er das Kind als literarisches Symbol mannigfach Einzug im Gesamttext halten lässt. Gezeigt werden konnte, dass diese und alle weiteren Ausführungen Montaignes dergestalt den von ihm zusammengefügt Textkörper prägten, dass er auf einer Metaebene zum ihm konsubstantiellen *Opus magnum* heranwuchs: *Les Essais*, Montaignes mit Vergils Halbsatz Schritt für Schritt Kraft gewinnendes Text-Kind, sollten nach dem Willen seines ›Vaters‹ diesen im Anschluss an sein Ableben beherbergen. Mit seiner konsubstantiellen Art wurde Montaignes Text-Kind ihm allerdings bereits zu Lebzeiten in einer Art und Weise zum Teil seiner selbst, die ihn von Grund auf transformierte und ebenso konstituierte wie umgekehrt. In jedem Fall fand sich die historische Materialität jener losen Druckfahnen von *Les Essais* des Jahres 1588, an denen Montaigne mit seiner *fille d'alliance* in zierlichen *allongements* Erweiterungen anbrachte, durch die Tragweite dieser ›Infantilisierung‹ überführt in einen Status, der dazu gedacht war, dem gesamten Textkorpus *en bloc* eine wirkmächtige Dauerhaftigkeit als Montaignes Text-Kind zu bestätigen.<sup>121</sup> Da somit das Anbringen der Inschrift *Viresque acquirit eundo* nicht als kreierender, sondern als bestätigender symbolischer Schlussakt eines auf posthumes Nachleben gerichteten jahrzehntelangen Schreib- und Schaffensprozesses zu sehen ist,<sup>122</sup> kann eine rein metaphorische Leseart des Textes als Kind für *Les Essais* nicht ausreichen. Diese auf dem Titelblatt eingeprägte Bestätigung dessen, was im und durch den Text von *Les Essais* generiert wird, das – geistige, textuelle, metaphorische – Kind des ›Vaters‹ Montaigne, wurde nämlich zum Grundstein einer produktiven, die rein metaphorische Ebene deutlich übersteigenden

---

ter werden. Die Zunft hat verschiedene schöne Namen (die meist zugleich Programm sind): Am häufigsten etikettieren sich ihre Mitglieder als logophil, d.h. als Textfreunde oder Philologen; sie nennen sich aber auch Exegeten, Schriftgelehrte, Interpreten, Dolmetscher oder Hermeneuten, mitunter sogar Texttheoretiker. (Stiefväter nennen sie sich, wen wundert es, dagegen eher selten.)«

121 Vgl. erneut Desan (2014), 509. »C'est en dehors du mariage que Montaigne donna naissance à sa seule progéniture : les *Essais* restèrent longtemps un enfant bâtard dont Marie de Gournay fut la nourrice, puis la tutrice. Après 1588, Montaigne se préoccupa plus que jamais d'assurer la transmission de son nom grâce à son livre, né des muses, mais élevé après sa mort par Marie de Gournay, qui n'eut de cesse de faire mieux connaître cet « orphelin » dont elle pensait avoir la responsabilité.«

122 Ich übernehme hier im Wortlaut einen Abschnitt aus Witt (2020a), 61–63.

Transmissionspraxis, die von Marie de Gournay als Amme und Vormund dieses Text-Kindes Montaignes ausgestaltet wurde.

Bezeichnend ist nun, dass Marie de Gournay diejenige sein sollte, die jene Inschrift während ihres Aufenthalts auf Schloss Montaigne bei der Witwe und Tochter des Verstorbenen im Zuge der Durchsicht von Montaignes letzten Aufzeichnungen entdeckte und dafür sorgte, dass sie ab diesem Zeitpunkt in alle weiteren Editionen von *Les Essais* aufgenommen wurde.<sup>123</sup> Allerdings ist das Besondere an der Übertragungspraxis Marie de Gournays, dass sie diese nicht nur für *Les Essais* in Gang setzte, sondern auch für ihr eigenes Werk, *Les Advis*, und so den kulturgeschichtlich männlich geprägten Topos der geistigen Zeugung mit größter Selbstverständlichkeit für sich appropriierte, wie noch aufgezeigt wird. Zuvor wird der Status von Marie de Gournay in *Les Essais* zu beleuchten sein.

---

123 Vgl. Martin (2005), 656–657; Legros (2014/15); Charpentier/Legros (<sup>2</sup>2018).

